

Beitrag von Peter Niggli* in der NZZ vom 11. Juli 2007

Nicht jede Hilfe ist Entwicklungshilfe

Vor lauter Kritik an der Entwicklungszusammenarbeit übersieht man gerne, dass diese gute Resultate erzielt. Unter anderem im Gesundheits- und Bildungsbereich, in der Modernisierung der Subsistenzlandwirtschaft oder in der Förderung kleiner Unternehmen (Mikrokredite). Humanitäre Hilfe ermöglicht zudem Millionen Menschen das Überleben.

Darauf machen auch prominente Kritiker aufmerksam, wie etwa der ehemalige Weltbank-Ökonom William Easterly. Als Erfolg der Hilfe betrachtet er den Anstieg der Lebenserwartung in den Entwicklungsländern von 40 auf 65 Jahre seit 1950 und die Reduktion der Kindersterblichkeit um zwei Drittel. Oder die Versorgung mit sauberem Trinkwasser: Im durchschnittlichen afrikanischen Land stieg der Anteil der Bevölkerung mit Zugang zu sauberem Wasser von 20 Prozent 1970 auf 60 Prozent 2000. Hatte 1970 nur ein Sechstel Zugang zu einer sanitären Versorgung, waren es 2000 zwei Drittel.¹ Fortschritte gibt es auch im Bildungsbereich: Seit 1970 sank der Anteil von Analphabeten weltweit von 45 auf 18 Prozent. Der Anteil der Kinder, welche eine Primarschule abschliessen, stieg von 63 Prozent 1990 auf 83 Prozent 2005. Das sind Durchschnittszahlen: In Asien liegen sie höher, in afrikanischen Ländern tiefer.

Trotzdem ist die Entwicklungshilfe umstritten. Oft trat sie mit dem unrealistischen Anspruch an, sie sei der bestimmende Faktor, der ex-koloniale Agrargesellschaften in moderne Industriestaaten verwandle. Dem ist nicht der Fall. Erfolgreiche Entwicklungsstrategien und institutionelle Veränderungen sind das Resultat politischer Auseinandersetzungen in den armen Ländern selber. Die Hilfe wirkt subsidiär und erzielt, wie erwähnt, ihre besten Resultate im Bereich vernachlässigter öffentlicher Güter. Deshalb konzentriert sich das Millenniums-Entwicklungsprogramm der Uno auf Bildung und Gesundheit. Dennoch agierten staatliche Entwicklungsagenturen und die Weltbank mit dem Anspruch, die „richtige“ Strategie und institutionelle Ausstattung der armen Länder zu kennen. Milliarden Dollar flossen in den vergangenen 25 Jahren in Programme der „strukturellen Anpassung“, die die begünstigten Länder entlang „unseren“ Rezepten auf einen „nachhaltigen Wachstumspfad“ führen sollten.

Im Rückblick sieht man klarer: Wer, wie viele Länder Schwarzafrikas, „strukturell angepasst“ wurde, hat weiterhin gravierende strukturelle Probleme. Die diesbezügliche Hilfe brachte wenig. Die erfolgreichen asiatischen Entwicklungsländer hingegen folgten nie oder nur eklektisch diesen Rezepten – Südkorea zum Beispiel wies in den sechziger Jahren die wirtschaftspolitischen Ratschläge zurück, die mit der umfangreichen US-Hilfe verbunden waren. 2005 gestand die Weltbank in ihrem Bericht *“Economic Growth in the 1990s: Learning from a Decade of Reform”* zum ersten Mal ein, dass ihre Entwicklungsstrategien wenig gebracht hatten, im Unterschied zu den autochthonen Strategien der erfolgreichen Entwicklungsländer.

Der seit zwanzig Jahren wachsende Unterschied zwischen dem „Sorgenkind“ Afrika und dem „Erfolgsmodell“ Asien schürt die Zweifel am Nutzen der Entwicklungshilfe weiter. Unter Kritikern beliebt ist der Vergleich zwischen Ghana und Südkorea. Ghana, hiess es etwa in der NZZ vom

¹ William Easterly: *The White Man's Burden*. New York, 2006 (S. 176f.)

9./10. Juni 2007, sei Ende der fünfziger Jahre „ungefähr auf dem Entwicklungsstand von Südkorea“ gewesen. Heute sei Südkorea industrialisiert und Ghana weiterhin arm. Von „gleichem Entwicklungsstand“ um 1960 kann jedoch nur die Rede sein, wenn man das Pro-Kopf-Produkt der Wirtschaft vergleicht. Sonst waren die Startbedingungen äusserst ungleich. 1960 gab es in Südkorea prozentual mehr Menschen mit Mittelschulabschluss als in Frankreich, Deutschland oder England. In Ghana hingegen konnten 1957 weniger als fünf Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben. Desgleichen erwarb sich Korea unter japanischer Besetzung schon vor dem Zweiten Weltkrieg breite industrielle Erfahrungen, während Ghana wie andere afrikanische Kolonien von jeder Industrialisierung ferngehalten wurde.²

Noch bedeutsamer sind die politischen Unterschiede. Korea ist ein klassischer Nationalstaat mit einer zweitausendjährigen Geschichte. Ghana hingegen ein multiethnischer Territorialstaat, der erst vor hundert Jahren durch Grossbritannien künstlich geschaffen worden ist. Künstliche Grenzen und die multinationale Zusammensetzung charakterisieren fast alle schwarzafrikanischen Staaten. Europäer sollten aus eigener Erfahrung wissen, wie schwierig unter diesen Voraussetzungen ein friedliches politisches Zusammenleben und die Freisetzung wirtschaftlicher Energien sind.

Schliesslich verrechnen die Industriestaaten als Hilfe viele aussenpolitische Kosten, die mit Entwicklung nichts zu tun haben. Ein Teil der „Hilfe“ dient dazu, eigenen Unternehmen Aufträge zu verschaffen und Märkte zu öffnen. Ein anderer dient eigenen strategischen Interessen. Solche Pseudohilfe war im Kalten Krieg besonders häufig. Zum Beispiel wussten alle, dass die „Hilfe“ für Zaire nicht in Entwicklung, sondern in die Armee, die Geheimdienste und die persönlichen Geschäfte Mobutus und seiner Entourage floss. Das Ziel wurde erreicht: Mobutu hielt das rohstoffreiche Zaire im westlichen Lager.

Nach 1989 haben sich die Verhältnisse verbessert. Politische Gefälligkeitszahlungen an befreundete Regierungen gingen zurück – grössere Teile der Entwicklungsbudgets wurden für Entwicklungsförderung ausgegeben. Nach wie vor spielen aber machtpolitische Erwägungen (Krieg gegen den Terror) oder wirtschaftliche Eigeninteressen eine wichtige Rolle. Es sind kleinere Staaten wie Schweden, Dänemark, Holland oder auch die Schweiz, die ihre Hilfe eher an den Interessen der Begünstigten orientieren.

Aus entwicklungspolitischer Sicht wäre die ersatzlose Streichung aller Pseudohilfe zu begrüssen. Realpolitisch ist aber anzunehmen, dass diejenigen Teile der Hilfe leichter eliminiert werden können, die tatsächlich nützen. Ist es das, was die fundamentalen Kritiker der Entwicklungshilfe anstreben?

* Geschäftsleiter von Alliance Sud, der entwicklungspolitischen Arbeitsgemeinschaft von Swissaid, Fastenopfer, Brot für alle, Helvetas, Caritas und Heks.

² Alice H. Amsden: The Rise of the Rest. Challenges to the West from Late-Industrializing Economies. New York 2001: S.17 und passim. Charles Abugre: What is Africa suffering of? In: Alliance Sud (Hg.): Leidet Afrika an zuviel Entwicklungshilfe? Bern. document 11/07, S. 10.